

Schule des Sehens

Eine Hommage

Copyright Dorthee Haentjes-Holländer



Bei meiner ersten bewussten Begegnung mit Kunst war ich vier, fünf Jahre alt. Ich lag im Wohnzimmer meiner Eltern Anni und Paul Haentjes auf dem Parkettboden und genoss das Sonnenlicht, das durch die Terrassentür fiel. Irgendwann schob ich mich ein wenig weiter, und jetzt veränderte sich das Licht auf dem Boden. Plötzlich war es bunt, leuchtete in den Farben des Regenbogens. Mit den Augen verfolgte ich den Strahl zurück: Er fiel nicht durch die Terrassentür aus schlichtem Glas, sondern durch ein buntes Fenster, ein Glasbild in dem Teil des Wohnzimmers, wo unser Esstisch stand. In das Glasbild waren geschliffene, tropfenförmige Elemente eines Kristalllüsters eingelassen, und durch solch einen geschliffenen Tropfen drang das Licht, und der Kristalltropfen brach es auf. Ich war fasziniert, und nun sah ich, dass der gesamte

Hintergrund des Glasbilds diese Kristalltropfen enthielt, verbunden durch Bleibänder. In der Mitte des bunten Fensters befand sich ein Medaillon mit einer Muschelschale für Salz, dazu Brot und Weintrauben und zwei Fialen, wie ich sie von Kirchendächern kannte. Darüber ein nahezu quadratisches Bild einer Madonna mit dem Kind, flankiert von zwei aufsteigenden Engeln.

Das Glasbild stammte von Hans Lünenborg. Er hatte es für meine Eltern angefertigt, kurz nachdem sie in ihr Haus in der Laudahnstraße gezogen waren, ebenso wie ein weiteres Fenster, für das Büro meines Vaters – damals noch ein Arbeitszimmer am Wohnbereich: Ein recht kräftiger Hahn – Sinnbild meines Vaters - betrachtet wohlwollend eine wunderbar blühende Rose - meine Mutter. Sie hat bereits drei Knospen getrieben, meine Brüder, die

damals schon auf der Welt waren. Die Rose wurzelt in einem Grund, unter dessen Oberfläche aus Kristallbrocken die Wappen der Familie Hubensteiner - so lautet der Geburtsname meiner Mutter - und der Stadt Köln zu sehen sind. Über dem schwarzweißen Bild leuchtet ein freundlicher blauer Himmel, mit der Silhouette des Kölner Doms im Hintergrund.

Hans Lünenborg war der erste Künstler unter den Mandanten meines Vaters. Der Kontakt war entstanden durch die Vermittlung eines Finanzbeamten. Mein Vater hatte nach dem Krieg beim Finanzamt eine Ausbildung durchlaufen, sich aber mit 26 Jahren selbstständig gemacht als „Helfer in Steuersachen“ – damals ausgerüstet mit einer Reiseschreibmaschine und einem Fahrrad, das allerdings bald durch eine Lambretta ersetzt wurde.

Eines Tages stand Hans Lünenborg mit einem Stapel Belege vor dem Beamten im Finanzamt, um anhand dieser seine Steuererklärung abzugeben. Der Beamte erinnerte sich an seinen früheren Kollegen Paul Haentjes und rief ihn an, ob er helfen könne, die Erklärung in die nötige Form zu bringen - wozu mein Vater gern bereit war. Aus dieser Begegnung mit Hans Lünenborg und den ihm folgenden zahlreichen Künstlern, die zur Beratung zu Paul Haentjes kamen, entstanden Beziehungen und Freundschaften, die das Leben meiner Eltern zutiefst bereicherten – und durch deren Kunst, die nach und nach unser Elternhaus erfüllte, wir Kinder ganz zwanglos eine „Schule des Sehens“ durchliefen.

Das zweite Kunstwerk, das meine Aufmerksamkeit erweckte, war eine Holzplastik von Theo Heiermann: Raphael mit dem Pilgerstab. Dieser schlanke Stab,

der zu der Figur gehört, zog mich magisch an. Man konnte ihn dem Raphael nämlich aus der Hand nehmen. Leider durfte ich das nicht. Den langen Kochlöffel, den mir meine Mutter dafür anbot, fand ich keinen adäquaten Ersatz. Ich konnte Raphael also nur ansehen, bewunderte aber die dichten kurzen Locken, die er auf dem Kopf hatte.

In die gleiche Zeit fällt meine bewusste Wahrnehmung einer Türklinke in Form eines Hahns für das Büro meines Vaters, dem „Haentjes“ (kleiner Hahn) – ebenfalls von Theo Heiermann. Diese Klinke hatte sich allerdings schon vor dieser Zeit im Haus meiner Eltern befunden, denn Raffael Becker hat sie, gemeinsam mit meinem Vornamen, als Zitat für den Namen Haentjes auf ein Bild gemalt, das er im Jahr 1966 von mir anfertigte.

Raffael Becker und seine Frau kannten meine Eltern nicht durch die Künstler des Kreises, der heute „Die Kölner Schule“ genannt wird. Die Paare hatten sich in unserer Kirchengemeinde kennen gelernt. Ich erinnere mich dunkel an die Besuche bei Raffael und Inge Becker, wenn ich gemalt wurde, an die vielen Dinge, die die beiden sammelten, darunter ein richtiges Karussellpferd: eine Wunderwelt!

Ebenfalls in meine frühen Jahre fällt die Begegnung mit einem Ton-Igel von Wilhelm Koslar. Wir Kinder setzten ihn uns in unbeobachteten Momenten gern mal wie einen Helm auf den Kopf – wurden für einen Moment sozusagen selbst zu so etwas wie „Stachelrittern“. Koslar lebte in Eudenbach, und ich erinnere mich an einen Ausflug, den wir an einem Sonntag mit unseren Eltern zu ihm machten. Neben zahlreichen Pflaumenbäumen stand das Schaf Billa

auf seinem Grundstück. Die Werkstatt und das Wohngebäude grenzten aneinander an, und Wilhelm Koslar zeigte meinen Brüdern, wie man an der Drehscheibe arbeitete. Ich knetete unterdessen vor mich hin; irgendwann verließ ich die Werkstatt, ließ zwei irgendwie geformte Klumpen Ton zurück. Bei seinem nächsten Besuch bei meinem Vater hatte Wilhelm Koslar die Ergebnisse unserer Arbeit gebrannt. Aus meinen kleinen Tonklumpen war eine liebevoll weiß glasierte Billa geworden.

Durch die stetig wachsende Zahl von Kunstwerken im Haus meiner Eltern war uns Kindern der Anblick von Kunst von klein auf eine Selbstverständlichkeit. Dennoch gab es immer wieder Objekte, die uns plötzlich und mit einem Mal ins Auge fielen. Eine eiserne Taube als Kerzenleuchter von Theo Heiermann gehört zu diesen Objekten, und ein

Holzschnitt von Jochem Pechau, ein wunderschöner großer Elefant. Aber auch ein buntes Bild hatte mich früh fasziniert: ein Ölbild von Fritz Rübbert, eine Sicht auf Köln über bunt blühende Blumenfelder. Es hing im Wohnzimmer über unserer Couch. Ich kann mich gut erinnern, dass ich die dick aufgetragene Ölfarbe, die hier und da erhaben aus dem Bild aufragte, höchst interessant fand und größte Mühe hatte, meiner Versuchung, sie ein wenig mit dem Finger abzuknibbeln, zu widerstehen. Rübberts Zeichnungen von uns vier Kindern hingen noch vor meiner Einschulung im Büro meines Vaters. Mit uns Kindern bzw. unseren Namenspatronen haben auch Kunstwerke zu tun, die ebenfalls meine frühesten Erinnerungen prägen: Stickbilder von Willi Strauß. Sie wurden für jeden von uns zur Kommunion angeschafft, und so befindet sich der

Erzengel Michael seit dem Jahr meiner Geburt im Haus meiner Eltern, gefolgt vom hll. Andreas und Mathias – und einem Engel der Auferstehung für mich, nachdem Willi Strauß zum Zeitpunkt meiner Kommunion bereits gestorben war.

Etwa um die Zeit meines 1. Schuljahres herum malte Fritz Rübberdt ein Porträt meines Vaters, das ab dann selbstverständlich im Haus meiner Eltern hing. Und im Winter desselben Jahres folgte ein Porträt meiner Mutter als Plastik von Peter Großbach. Er hatte bereits eine kleine Ganzkörperstatue meines Bruders Mathias angefertigt. Peter Großbach wohnte zunächst noch in seinem Atelier in der Marsiliusstraße. Als im nächsten Spätsommer eine kleine Wohnung im Haus meiner Eltern frei wurde, zog er in die Laudahnstraße 11 ein und war fortan viel in unserer Familie.

Immer wieder waren der Beruf meines Vaters wie auch der Hahn als Sinnbild seines Namens Thema, wenn einer der Künstler ein persönliches Kunstwerk für ihn schuf. Auf diese Weise war schon in den 1960er Jahren ein großes Wandrelief von Wilhelm Koslar entstanden, das am Eingang der damaligen Büroräume installiert wurde. Es zeigt einen vom Boden bis zur Decke reichenden Hahn in einem Wirbel von Zahlen, Additionszeichen und Paragraphen.

Der Kreis der Künstler unter den Mandanten meines Vaters erweiterte sich stetig, und mehr und mehr füllte sich unser Haus mit Kunst. Das erste Objekt von Hans-Karl Burgeff kam ins Haus: der Gießer Lotito, mit Baskenmütze, Latzhose und aufgekrepelten Ärmeln in der Tür stehend. Anhand

dieser Plastik erfuhr ich, wie eine Bronzeplastik entsteht.

Viele der Mandanten meines Vaters, zum Teil Inhaber von Unternehmen, aber eben auch Künstler und Künstlerinnen, statteten nach dem „geschäftlichen Teil“ ihres Besuchs auch meiner Mutter oben in der Wohnung einen Besuch ab. Auf diese Weise kamen wir Kinder nicht nur mit der Kunst dieser Menschen in Kontakt, sondern auch mit ihren Persönlichkeiten. Viele von ihnen habe ich dabei als uns Kindern besonders zugewandt und interessiert erlebt.

Eine erste Landmarke für mich in diesem direkten Kontakt mit den Künstlern fand durch ein Fest statt, das meine Eltern in unserem Haus ausrichteten.

Peter Großbach hatte auf seinen Reisen durch Afrika eine Tänzerin kennen gelernt, die zusammen mit ihrem Trommler eine Einladung zum damaligen

Kölner Tanz-Forum hatte – allerdings ohne Unterkunft. Peter war bereit, den Musiker bei sich aufzunehmen, und die Tänzerin Germaine Arcogny wohnte während dieser Zeit bei uns. Um sich zu revanchieren, schlug sie vor, für uns zu tanzen. Meine Eltern machten ein Fest daraus, zu dem sie vor allem die Menschen einluden, von denen sie wussten, dass sie Sinn für die Vorstellung haben würden: die Künstler-Mandanten, von denen viele längst zu Freunden geworden waren. Bei dieser Gelegenheit sah ich nun auch die Künstler persönlich, die ich bislang vor allem durch ihre Namen und einige ihrer Kunstwerke kannte: Paul Nagel zum Beispiel, oder die Brüder Leopold und Rudolf Peer. Besser bekannt waren mir zu jener Zeit schon Elmar Hillebrand und Theo Heiermann oder Klaus und Roswit Balke. Auch Clemens Fischer, der

vor allem in späteren Jahren ein lieber und enger Freund meiner Eltern wurde, war an jenem Abend dabei. Im Zusammenhang mit Germaines Aufenthalt bei uns erlebte ich zum ersten Mal, dass sich die Künstler gegenseitig zum Zeichnen einluden. Und so hatten meine Eltern bald darauf Portraits von drei Künstlern, die die Persönlichkeit der Tänzerin in Zeichnungen und Radierungen festgehalten hatten: von Clemens Fischer, von Hans Karl Burgeff und natürlich von Peter Großbach.

Mit etwa zehn Jahren war ich nun in einem Alter, in dem unsere Eltern auch mich zu den Ausstellungseröffnungen „unserer“ Künstler mitnahmen. Oft sah ich Dinge, die ich von zu Hause kannte – manchmal aber auch bislang unbekannte Objekte und Bilder. Und vor allem sah ich, dass ein Künstler seine Kunst immer weiter entwickelt, und

dabei doch seine unverwechselbare Handschrift behält. Mir fiel auf, dass manche Motive und Stoffe wiederkehrten, vor allem bei den Kunstwerken, die die Künstler für die Kirchen schufen, die zu jener Zeit mitten im Wiederaufbau steckten. Die meisten Künstler der heute sogenannten „Kölner Schule“, mit denen meine Eltern bekannt waren, arbeiteten vermehrt im sakralen Bereich. Und durch ihre Kunst erfuhr ich, dass Glauben und Religiosität aus dem Inneren des Menschen kommen und durch keine Kirche von außen geschaffen werden können. Ich fand diese Bilder und Plastiken weitaus überzeugender als die Gottesdienste, die ich bis dahin kennen gelernt hatte. Sehr tief beeindruckt hat mich der Entwurf einer Hostienschale in Form eines Fisches von Klaus Balke, die um jene Zeit in mein Elternhaus kam.

Die nächste Landmarke meiner Begegnungen mit Kunst war der 50. Geburtstag meines Vaters. Nachdem über die Jahre so viele Objekte und Bilder den Weg in unser Haus gefunden hatten, waren meine Eltern froh, diesem Geburtstagsfest einen besonderen Schwerpunkt verleihen zu können, indem sie eine Ausstellung der Künstler-Mandanten meines Vaters in unserem Haus ausrichteten. Ich erinnere mich sehr intensiv an die Vorbereitungen zu dieser Ausstellung: Es musste überlegt werden, welcher Künstler in welchen Räumen präsentiert werden konnte, welche Zimmer dazu umgeräumt und angestrichen werden mussten, woher man Sockel und Stehlen für die Plastiken bekam – und nicht zuletzt, dass für die Zeit der Ausstellungsdauer eine besondere Versicherung abgeschlossen werden musste.

Mit dieser Ausstellung erhielten weitere Künstler, deren Namen ich bereits kannte, für mich ihre Gesichter: persönlich wie auch durch ihre Kunst. Helmut Moos zum Beispiel, aber auch Gerhard Marcks.

Die Eröffnungsrede hielt Wolfgang von Wangenheim, ein Freund Peter Großbachs. Ich erinnere mich an seine Worte, dass man im Hause Haentjes selbstverständlich mit Kunst lebe. Damals kam mir das pathetisch vor. Einfach deswegen, weil ich eine andere Art zu leben nicht kannte.

Die Ausstellung gab uns die Möglichkeit, nun mit noch viel mehr Kunst zusammenzuleben und uns damit auseinanderzusetzen. Auf diese Weise lernten wir manche Künstler von neuen Seiten kennen oder konnten neue Zusammenhänge herstellen. Raphael Becker zum Beispiel malte keine sakrale Kunst. Er

schuf Milieustudien, in denen die schrägsten Typen des Viertels und der Stadt dargestellt waren, in ebenso schräger – im wahrsten Sinn des Wortes – Weise; nämlich mit schräg verlaufender Bildachse. Einen spirituellen Anklang aber hatte seine Kunst in manchen Bildern dennoch, indem er den von ihm dargestellten Menschen Rahmen verlieh, die vorher oft Heilige geschmückt hatten. Und Heilige mit menschlichem Maß – zupackend, kräftig, nicht ätherisch und vergeistigt – waren immer wieder Thema bei den Künstlern der Kölner Schule. Mitte bis Ende der 1970er Jahre wurden meine Brüder allmählich erwachsen und zogen nach und nach aus. Zwar nicht sofort, aber doch ganz allmählich fanden auf diesem Wege manche Kunstwerke eine neue Heimat - auch wenn meine Eltern sie sich schwer vom Herzen reißen mussten.

Gleichzeitig war ihnen klar, dass wir Kinder mit diesen Kunstwerken ein Stück der geistigen Atmosphäre mitnahmen, die unser Leben bislang geprägt hatte – und damit vielleicht das wichtigste Stück Erbe, das sie uns mitzugeben hatten. In den folgenden Jahren begleitete ich meine Eltern nun oft zu den Veranstaltungen „unserer Künstler“ und ging immer lieber mit zu Ausstellungseröffnungen. Ganz besonders erinnere ich mich an eine Ausstellung in der damaligen Galerie Taube. Dort hing ein Bild von Roswit Balke, in das ich mich spontan verliebte: eine beinahe surrealistische Szene, in der ein Berg wie ein großes ruhendes Tier unter einem Sternenhimmel liegt. Mein Vater kam dazu, als ich fasziniert davor stand, und wir sprachen darüber, wie gut mir dieses Bild gefiel.

Ein Jahr später schenken meine Eltern es mir zum Abitur.

Seit 1981 verbrachten meine Eltern die Wochenenden nun oft in ihrem Domizil in Morswiesen in der Eifel. Hier entstand nun neuer Raum für die Kunst der Freunde – und das Haus füllte sich bald. Gleichzeitig festigte sich die Freundschaft zu den Künstlern, die ebenfalls eine Niederlassung in der Eifel hatten: Hildegard und Helmut Moos in Urmersbach, und, gleich im Nachbarort Weibern, Jochem Pechau und Hans Karl Burgeff. Ebenso intensivierte sich in dieser Zeit die Freundschaft zu Clemens Fischer. Er besuchte meine Eltern oft in der Laudahnstraße, und ich erinnere mich an manchen Tag, an dem er in jugendlichem Gang, ein Bild unter dem Arm und dazu noch einen Blumenstrauß in der Hand zu uns kam.

So lange mein Vater in seinem Beruf als Steuerberater für seine Künstler-Mandanten tätig gewesen war, war es keine Seltenheit, dass mein Vater keine Rechnung für die Steuererklärungen stellte, und stattdessen die Künstler mit ihrer Kunst bezahlten. Schon während dieser Zeit hatten meine Eltern aber auch hin und wieder Kunst gekauft – dies führten sie auch fort, nachdem mein Vater Mitte der 80er Jahre seinen Beruf aus gesundheitlichen Gründen aufgegeben hatte; ebenso wie die Künstler es fortführten, von Zeit zu Zeit ihre Kunst aus Freundschaft als Geschenk mitzubringen.

Der 60. Geburtstag meines Vaters wurde wieder ein Fest, das vor allem durch die Künstlerfreunde seine besondere Atmosphäre erhielt. Ohne dass wir eigens eine Ausstellung geplant hatten, wurde dieses Fest dazu, und immer wieder fanden „unsere Künstler“ –

abgesehen von ihren teils langjährigen Freundschaften untereinander – Gelegenheit, sich mit einem Kollegen über ein Kunstwerk zu unterhalten, das vielleicht gerade an der gegenüberliegenden Wand hing, als Plakette in einem Regal lag oder als Plastik den Raum mit prägte.

An jenem Abend lud mich Elmar Hillebrand zur Teilnahme an einer Exkursion in die Toskana ein, zum Zeichnen. Ich habe diese Einladung damals leider nicht wahrgenommen; vielleicht aus terminlichen Gründen – ich hatte mich zu einem historischen Seminar in Trento angemeldet -, sicher aber auch zu einem großen Teil aus Schüchternheit. Obwohl wir so eng mit Kunst zusammen lebten, haben weder meine Brüder noch ich in den bildenden Künsten jemals Talente gezeigt. Heute

weiß ich, dass ich bei dieser Exkursion vielleicht nicht das Zeichnen gelernt hätte, dass ich aber das Sehen, meinen Blick weiter hätte schulen können.

Im folgenden Frühsommer besuchte ich, zusammen mit meinem Vater, Jochem Pechau in seinem Haus in Weibern. Er arbeitete gerade an seinem Stier für den Marktplatz in Coesfeld. Der schwere Marmorblock, in dem bereits der Stier erkennbar war, beherrschte das Atelier. Mein Vater und er besprachen irgendetwas Steuerliches, dann fragte Jochem Pechau nach dem schwer erkrankten Peter Großbach. Mein Vater berichtete, dass es nicht gut aussehe. Jochem Pechau hörte schweigend zu, während seine Hände ein Stück Karton zurechtschnitten. Er nickte unmerklich zu dem, was er hörte. Nicht, weil er es begrüßte – aber so, wie zu einem unausweichlichen Vorgang, der uns schmerzt,

der aber Teil unseres Lebens ist. Seine Hände bewegte er unterdessen weiter, und als mein Vater seinen Bericht beendete, nahm er sehr schnell ein kleines Blatt, schob es in den zurechtgeschnittenen Karton und drückte ihn mir in die Hand. „Für dich, Dorothee.“ Es war ein Holzschnitt des Stiers, wie er als Block in der Werkstatt lag, ein Marmorklotz, noch nicht fertig behauen, und doch schon voller Leben. Etwa sechs Wochen später starb Peter Großbach in seiner Wohnung in der Laudahnstraße. Meine Mutter rief Jochem Pechau und Hans Karl Burgeff an und ebenso Elmar Hillebrand. Und sie kamen und zeichneten den toten Kollegen und Weggefährten mit einer Ruhe und einer Selbstverständlichkeit, die mich in meiner ersten wirklichen Begegnung mit dem Tod tief beeindruckte.

Dass Jochem Pechau so bald schon der Nächste sein sollte, der Peter Großbach folgte, ahnte zu jenem Zeitpunkt niemand. Und noch heute tut es mir leid um ihn und dass wir meinem Vater damals vom plötzlichen Tod des Freundes zunächst nichts sagen durften, da mein Vater damals kurz vor einer Herzoperation stand. Umso brutaler war schließlich der Schlag, als er durch einen Zufall nach der Operation in Göttingen, bei der Rückverlegung in das Krankenhaus Leverkusen, in einem liegen gebliebenen Kölner Stadtanzeiger die Danksagung der Familie Pechau las.

Viele liebe Freunde meiner Eltern aus dem Kreis der Künstler leben nicht mehr. Und auch mein Vater ist im Frühjahr 2012 gestorben – zu Hause, umgeben von der Kunst, die sein Leben geprägt hat. Mit dieser Kunst leben zu dürfen, inspiriert von den Menschen,

die diese Kunst schufen, haben meine Eltern stets als einen großen Reichtum angesehen.

Mit dem Tod meines Vaters schlossen sich Kreise: Raffael Becker kam und zeichnete meinen Vater auf dem Totenbett. Nicht schräg, nicht als Kölner Typen, sondern mit feinem Stift und großer Sensibilität als einen Menschen, der im Tod auf ein glückliches Leben zurückblickt. Und Nina Lünenborg erlaubte uns für den Totenzettel freundlicherweise den Abdruck des Werkes „Die Himmelfahrt Christi“ von dem Künstler, durch den die Kunst Eintritt in unsere Familie gefunden hatte: Hans Lünenborg.

Die Kunst, mit der ich aufgewachsen bin, war und ist immer wieder entscheidend für mein Lebensgefühl. Dort, wo ich ihr begegne, empfinde ich Freude und große Dankbarkeit. Ihr Anblick verschafft mir freundliche, heimatliche Gefühle.

Seit vielen Jahren lebe ich nicht mehr in Köln, sondern in Bonn-Beuel. Zur Doppelkirche in Schwarzhemdorf ist es nur ein Katzensprung. Dort treffe ich auf Werke von Jochem Pechau und Theo Heiermann. Die Kirche, die mir zurzeit die Nächste ist, ist St. Adelheid am Pützchen. Jede Woche singe ich dort in einem Chor. Während der Probe ragt hinter mir das große Retabel auf, das Elmar Hillebrand und Theo Heiermann zwischen 1957 und 1962 geschaffen haben. Hin und wieder kann ich von meinen Noten aufsehen. Ich drehe mich um und betrachte das wunderbare Kunstwerk, dessen Handschrift mir so vertraut ist. Und dann fühle ich, ich bin zu Hause. Und ganz bei mir.